

Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 23.

Freitag, 28. Januar

1927.

Strandgut.

Roman von W. Fleck.

(Nachdruck verboten.)

(18. Fortsetzung.)

„Sie ist nicht an Ordnung und Genauigkeit gewöhnt“, künnte die alte Frau, und wenn sie gar erst merkt, daß sie an der Rückhalt hat, wird sie immer schludriger werden.“

„Ich möchte nur gerecht sein“, verteidigte sich Meno. „Und du warst sonst ebenfalls gerecht, wenn du auch streng warst.“

Sie strich nervös mit beiden Händen über ihre breite Schürze.

„Ich mag dies Mädchen nun mal nicht. Das macht es mir schwer.“

Das traurige Schicksal des Kristallschälchens warf seinen Schatten über den ganzen Tag, und noch am Sonntag fühlte Doralies, daß sie in Ungnade sei.

Zur Kaffezeit kamen die Gäste in zierlichem Stuhlswagen an. Vater, Mutter und Tochter, mit stark bauerlichem Anflug, aber in die allerbesten Stoffe gekleidet. Fräulein Elisabeth in Fiegeletrot mit verschwenderischem Auspuß von cremefarbenen Atlas, was zu ihrem strohblonden Haar nicht paßte. Doralies, obwohl ebenfalls kräftig gebaut, wirkte dagegen beinahe vornehm. Geräuschlos und zierlich, wie sie es in Hohenwarden gelernt, ging sie um den Tisch, um die Tassen zu füllen, und Frau Reintsema sorgte dafür, daß sie nicht viel zum Sitzen kam. Sie hatte, wenn's ihr darauf ankam, ein eigenes Talent, ihre Leute herumzuschicken. Vielleicht, obwohl unbewußt, regierte sie auch der Wunsch, der Familie Beyer zu zeigen, daß dies nur eine Art besseren Dienstmädchens sei, das von Rechts wegen in die Küche gehöre. Doralies merkte dies auch, das Blut sprang ihr ins Gesicht, und sie trug den Kopf hoch. Hohenwardener Anschauungen gerieten mit ererbten Instinkten in Widerstreit, und sie sträubte sich plötzlich, in Kreise herabgedrückt zu werden, denen sie sich so oft weisensverwandt gefühlt hatte.

„Meno, jetzt zeig' Fräulein Beyer mal das Viechhaus. Sie kennt die neuen Fohlen noch nicht. Wir Alten bleiben gemütlich hier und Doralies räumt den Tisch ab“, befahl Frau Reintsema als schlechterdings niemand mehr zu einem weiteren Stück „Rosinenklaben“ zu bewegen war. Sie meinte dem Sohn da äußerst diplomatisch eine „Gelegenheit“ eingerichtet zu haben. Der seltsame Reintsema hatte ihr einst auch bei so einer Besichtigung seine Hand angetragen.

„Jawohl“, sagte Meno willfährig, „aber Fräulein Kalumeit sieht die Fohlen auch gern. Sie kann den Tisch nachher abdecken.“

Die Mutter biß sich auf die Lippen und begrub stillschweigend eine Hoffnung. Allerdings nur für heute. Später wollte sie natürlich ihr Heil wieder versuchen, aber Meno war wie sein Vater; er durfte nicht merken, daß man ihn beeinflussen wollte, dann wurde er sofort bockbeinig. Von ihrem Platz aus sah sie die drei am Fenster vorbeigehen zu den Ställen, die nach alter Sitte mit den Wohnräumen unter einem Dach lagen und bemerkte mißfällig, daß der Sohn mit Doralies sprach, der der leichte Wind die Locken neckisch um die Stirn trieb. Krauses Haar gab einem Mädchengesicht immer etwas Leichtfertiges oder Unsolides. Sie klopfte

mit ihrer Stockrücke ans Fenster und machte Meno ein Zeichen, das dieser aber nicht verstand.

Über dem Balken des breiten Scheunentores stand der Bers eingegraben, den Meno jeden Abend nach Beschluß des Tageswerks zu Spenden pflegte:

Herr, unser Gott, dein Segen kröne dieses Haus,
Und alle, die hier gehen ein und aus.

Hier grüne unser Lebensbaum,
Bis wir in Ewigkeit dich schaun.“

Daneben zu beiden Seiten: „Onno Reintsema, Bauherr. Margarete Reintsema, Baufrau. Anno 1650.“

„Hier lag früher der Hauseingang“, sagte Meno zu Doralies. „Seit fast dreihundert Jahren hat also der alte Balken alle Reintsema zum erstenmal hinauspringen und zum letztenmal hinausgetragen werden sehen.“

„So alte salbaderige Sprüche sind jetzt gar keine Mode mehr. Na, hier über der Scheunentür sieht man ihn wenigstens nicht so sehr“, meinte Fräulein Beyer und zupfte an ihren cremeseidenen Aufschlägen. Aber da kam sie schon an.

„Ich pfeif' auf die Mode. Für mich gehört der alte Balken und der alte Spruch mit zur Familie.“

Sie hatte es mit Meno gründlich verdorben. Eine Frau, die für Art und fromme Sitte der Vorfahren kein Verständnis hatte, würde er ganz sicher nicht in sein Haus führen.

Fräulein Beyer dagegen erklärte ihrer Mutter später, Herr Reintsema sei ein richtiggehender Flaps, der vom Verkehr mit Damen keine Ahnung habe. Es sei beinahe gewesen, als sei man nur wegen des dummen Dinges von Stütze spazieren gegangen und sie selbst — Elisabeth — habe sich wie das fünfte Rad am Wagen gefühlt. Nicht zehn Pferde würden sie wieder auf den Reintsema-Hof ziehen.

Es wurde Herbst und täglich rauher strich der Wind über das flache Land. Das letzte Fuder Torf, das letzte Fuder Heu war geborgen. Die letzten Äpfel im kleinen Garten am Deich gepflückt. blieb nur noch die gewöhnliche Arbeit an den Gräben und Wasserläufen. In hohen Wasserstiefeln stapfte Meno beaufsichtigend umher, legte auch selbst Hand mit an, kam zu Mittag windzerweht und hungrig heim und lobte, was Doralies gekocht hatte. Dann lachte das Mädchen mit Augen und Lippen. Aber die Mutter setzte jedesmal einen Dämpfer auf. Es war doch wirklich keine Heldentat, sondern nur verdammte Pflicht und Schuldigkeit, das Essen unverbrannt zu Tisch zu bringen. Eine unerklärliche Eifersucht auf Doralies beherrschte sie, machte sie ungerecht und veranlaßte dadurch Meno die Partei der Kleinen kräftiger zu nehmen, als unter anderen Umständen geschehen sein würde. Immer kürzer wurden die Tage, und immer länger die Zeit, da man um die Lampe zusammenrückte. Noch gluderte der Fluß am Deich entlang, aber eines Tages schlug der Winter über ihn seine Brücke und nun gab es auf einmal überall hin die schönsten Nachtwege. In der Kälte verschlimmerte sich Frau Reintsemas Rheumatismus. Nur mit Aufbietung ihrer ganzen, nicht

unbeträchtlichen Energie entrafte sie sich morgens dem Bett. Schmerzen machten sie kribbelig und verdrießlich, noch mehr aber die Tatsache, daß sie ihre Arbeit nun wohl oder übel Doralies überlassen müsse. Mit Rissen und Wärmflaschen sah sie im Lehnstuhl und belauerte jedes Geräusch im Hause.

„Sind die Mädchen faul, Meno, daß ich dich jetzt so oft in der Küche höre?“

„Nicht, daß ich wüßte.“

Sie klopfte ungeduldig mit dem Stock auf den Boden.

„Schrecklich ist's, so angebunden sitzen zu müssen, wenn man denkt, daß draußen alles drunter und drüber geht.“

„Gar nichts geht drunter und drüber. Die kleine Kalumeit macht alles ganz ordentlich.“

Sie musterte ihn mit Staatsanwaltsbliden. Wann immer an Doralies etwas auszusehen war, trat er für sie ein. War das nur seine Gutmütigkeit oder steckte mehr dahinter? Fast vom ersten Tage an hatte sie die Sorge geplagt, daß etwas an dem Mädchen ihm ins Auge gestochen haben könne. Weshalb hätte er sie sonst mit hierher gebracht? Sie sträubte sich ja an und für sich nicht gegen eine Schwiegertochter, nur sollte diese genau nach ihrem — Frau Anna Reintsemas — Geschmaß sein; vor allem die Tochter eines wohlhabigen Haukes. Keine zugelaufene Person von irgendwoher, halbbläulich wie ein Maulesel, weder Pferd noch Grautier. Doralies empfand die Geunerschaft der alten Frau auch ganz genau. Sie hatte Angst vor ihr, richtige elende Angst, und die langen Abende bei der Lampe im Kreuzfeuer der scharfen kritischen Augen wären ohne Menos Anwesenheit eine Pein gewesen. Aber in seiner Nähe fühlte sie sich geborgen. Meistens beschäftigte er sich mit seinen Wirtschaftsbüchern, schrieb Geschäftsbriefe oder studierte die Zeitung, langsam und bedächtig vom ersten bis zum letzten Wort. Darauf stopfte er sich eine Pfeife und hüllte das Zimmer in blauen Dampf. Zu Anfang hatte er einmal gefragt, ob Doralies dies unangenehm sei, aber die Mutter hatte sofort bemerkt, wenn Fräulein Kalumeit eine solche Zimperle sei, so müsse sie sich eine Stelle in einem Altfräuleinstoster suchen. Mortkarg war er nach Friesenart, aber niemals mürrisch, und seine Schweigsamkeit war nur die eines Menschen, der in der Einsamkeit der freien Weite nicht gelernt hat, beständig die Scheidemünze kleiner und kleinster Gesprächsgegenstände zu verausgaben, er konnte sich sogar über Leute lustig machen, denen der Mund „nicht eine Minute stillstand“. Wo es ihm dagegen lohnte, sprach er gut und geschickt. In der letzten Zeit war er allerdings etwas gesprächiger geworden. Ihn dauerte das junge Ding, das von seiner Mutter beständig geduckt wurde, und dem niemand etwas Freundliches sagte, wenn er selbst es nicht tat. Auch rührte ihn ihre Zutraulichkeit und ihr offenes Bemühen, es ihm recht zu machen. Auf Rederei und Dummkei verstand er sich nicht, dazu war er viel zu ernst und schwerfällig, aber er sprach mit ihr von der Wirtschaft, von den Zeiläufen und von dem Roman unterm Strich, den er ebenso wie sie mit Eifer las. Dann bemerkte er eines Tages, daß sie hübsche braune Augen habe und ein niedliches Grübchen am Kinn und aus einer unaufgeklärten Gedankenverbindung heraus fragte er, ob sie morgen mit ihm zu Besorgungen zur Stadt wolle.

Sie schaute glückselig lächelnd auf, aber schon sagte Frau Reintsema kurz und knapp: „Morgen geht's nicht. Es gibt Schnee; ich spür's an meinen Knochen, und außerdem muß Doralies die Speisekammer rein machen.“

„Schnee gibt's nicht. Das Barometer ist gestiegen, und die Speisekammer kann auch am anderen Tag geschrubbt werden. Mußt nicht immer Schwierigkeiten machen, Mutter. Fräulein Kalumeit soll auch mal 'n Vergnügen haben. Morgen um zehn fahren wir mit dem Einpänner.“

Ihr Blick wurde staar vor Abneigung.

„Na, schön, wenn du's für notwendig hältst. Aber nimm nur Mette und Johann auch gleich mit. Die müssen auch mal 'n Spaß haben“, sagte sie in hartem Ton und sprach danach den ganzen Abend kein Wort mehr.

(Fortsetzung folgt.)

Rückkehr in die Zivilisation.

Von Christian Veden.*)

Nach sechstägiger Fahrt in dem Kanu erreichen wir am Abend des 30. September die Kettle-Stromschnelle. Hier leben wir zum erstenmal seit der Abfahrt von Port Nelson wieder Menschen. Am Ort ist ein Kaufladen und ein Polizeiposten. Wöchentlich einmal kommt hier die Post vom nördlichen Ende der Eisenbahn nach Port Nelson durch. Die letzte Post blieb aber auf dem Weg nach Port Nelson hier stehen. Das Postkanu wurde auf der Fahrt durch die Kettle-Stromschnelle zertrümmert. Die Strömung bildet hier so böse Wirbel, daß das Wasser sprudelt wie in einem siedenden Kessel. Daher auch der Name der Stromschnelle und der Ortschaft: „Kettle-Rapide“. Die beiden Indianer, die das Postboot führten, konnten sich nur dadurch retten, daß sie aus dem Kanu auf einen aus dem Fluß aufragenden großen Fels sprangen, gerade noch zur rechten Zeit, ehe die Strömung das Boot in den Kessel riß. Von dem Kanu und dem Postlad ist nie wieder etwas gesehen worden. Meine zwei Indianer kennen das Wasser oberhalb der Kettle-Stromschnelle nicht. Wir geben also das Kanu hier ab und wandern zu Fuß durch den Wald nach Süden.

Bei „The Head of the Steel“, dem nördlichsten Punkt der Eisenbahn, verabschiedete ich die Indianer und warte auf die nächste Gelegenheit zur Weiterreise nach Süden mit einem „Bauzug“.

Die Erkältung will sich nicht heben, ich fühle mich erbärmlich und sehne mich zu den Estimos zurück.

Der Koch der Eisenbahnbaustelle kommt mit einem Eimer neuer Kartoffeln vorüber. Da läuft mir das Wasser im Mund zusammen. Seit drei Jahren habe ich keine frischen Kartoffeln gesehen, jetzt möchte ich sie am liebsten roh essen, wie sie sind. Aber dieser Reizung der Eier fällt mir die Geschichte von den Matrosen ein, die von einer Fahrt durchs Eismeer mit so schwerem Storbud heimkamen, daß sie nicht mehr stehen noch gehen konnten; auf allen Bieren krochen sie zu den ersten frischen Kartoffeln, die sie sahen, und trafen sie roh.

Habe ich vielleicht auch einen Anflug von Storbud? Die jahrelange einförmige Kost in der Eismüste und die Konkretennahrung der letzten zwei Wochen könnten meiner sonst unverwundlichen Widerstandskraft doch einen Stoß versetzt haben. Frische Kartoffeln sollen, vor allem roh gegessen, eines der wirksamsten Heilmittel gegen Storbud sein.

Endlich sind die Kartoffeln gar gekocht, und ich kann davon zum frischen Hammelfleisch essen so viel ich will. Nach einigen Tagen solcher Kost fühle ich mich trotz der Erkältung wie neugeboren.

Am 5. Oktober kann ich mit einem Riesaug auf offenem Tafelwagen nach der 60 Kilometer südlich von „The Head of the Steel“ gelegenen Arbeiterkolonie fahren. Von dort komme ich ohne weitere Unterbrechung mit einem anderen Bauzug nach Pequitenaa

der Zug mit einer Höllengeschwindigkeit weiter über die holprigen Schienen, bis wir endlich am 8. Oktober nach dreitägiger Reise mit dem Bauzug in Le Pas ankommen.

Am nächsten Vormittag laufe ich in dem kleinen Nest herum, in der Hoffnung, neue Kleider und Schuhe kaufen zu können. Bei dem Schiffbruch vor drei Jahren verlor ich meine europäischen Kleider. Jetzt laufe ich halb als Eskimo und halb als Vagabund herum.

Aber die paar Kaufläden dieses Vorpostens der Zivilisation sind alle geschlossen. Der Montag ist zwar bisher weder bei den Christen noch bei den Juden ein Feiertag gewesen, aber vielleicht hat die wadere Bürgerchaft von Le Pas ihre eigene Religion, nach der man den Montag zu heiligen hat. So werde ich also bis Winnipeg fahren müssen, wie ich gehe und stehe. Die Leute bleiben stehen und glohen mich an. Sie kommen nicht recht mit sich ins reine, wer ich sei und woher ich wohl kommen mag. Ich kann's ihnen nicht verdenken, sehe ich doch aus wie eine wandelnde Bogelscheuche.

Ein Schutzmann fragt mich nach meinem Paß. Ja, wenn ich nur einen hätte! In meinem blättern seit drei Jahren die Wellen der Hudsonbucht. Zum Glück habe ich wenigstens einen alten, ganz schmierig gewordenen Empfehlungsbrief des kanadischen Polizeichefs, gegeben in der Hauptstadt vor dreieinhalb Jahren. Der Brief macht Eindruck. Der Schutzmann entschuldigt sich mit ausgelachter Höflichkeit und wird gemüthlich. Er verrät mir, daß er mich dem Admiral Tirpis sehr ähnlich finde — wahrscheinlich wegen meines riesigen geteilten Vollbarts.

Bei meiner Ankunft in Winnipeg am 10. Oktober sehe ich in meinen zerfetzten Kleidern und mit dem verwilderten Bart aus wie ein Unhold, dem die Leute nicht gern im Finstern allein übern Weg laufen. Ich steige wegen meines Aussehens in einem Hotel dritten Ranges ab. Aber der Wirt hält mich offensichtlich für einen faulen Kunden und will mir kein Zimmer geben. Da reise ich mich zusammen und gehe ins modernste und vornehmste Hotel der Stadt. Dort werde ich ohne weiteres aufgenommen.

Das erste, was ich tue, ist, daß ich mich von Kopf bis zu den Füßen neu einkleide und mir ein Bad bestelle. Die Fingernägel können auch eine kleine Behandlung vertragen. Allmählich verwandle ich mich wieder in einen zivilisierten Menschen. Aber ich fühle mich in meiner neuen Umgebung keineswegs wohl. Es scheint so unbequem, in europäischer Tracht herumzugehen. Vor allem drücken mich der feste Kragen und die Stiefel. Außerdem ist es mir zum erstenmal seit Jahren zu warm. Das Hotelzimmer ist ganz modern eingerichtet, das Bett sieht sehr einladend aus; aber ich kann vor lauter „Komfort“ nicht schlafen.

Am 14. Oktober treffe ich in Ottawa, der Hauptstadt Kanadas, ein. Ich ziehe ins Hotel „Chateau Laurier“, ein schreiender Gegensatz zu den Zelten und Schneebäusern der Wildnis. Der gewaltige Tirpisbart fällt dem Messer des Barbiers zum Opfer; nachher erkenne ich kaum mich selbst im Spiegel wieder.

Der Zimmerkellner im Hotel erkennt mich auch nicht mehr. „Das ist nicht Ihr Zimmer, Herr!“ sagt er, als ich meinen Schlüssel verlange. „Wie ist Ihr Name, Herr?“ Ich nenne ihn. „Nein, ich weiß sehr wohl, wie Herr Ledan aussieht; das ist der Herr mit dem riesigen roten Bart! Ohne Bart kein Zimmer! Ich muß mich nochmals ins Hotelbuch eintragen; an der Schrift erkennt der Mann hinterm Pult mich wieder und gibt mir endlich unter beiderseitigem Gelächter den Schlüssel.“

Außer anderen Leuten besuche ich in Ottawa auch meinen Freund, den englischen Gelehrten Dr. Gordon-Bewit, und bitte ihn, Schritte zu unternehmen, um ein Jagdverbot für den Moschusochsen durchzusetzen, der mehr und mehr in Gefahr ist, auszusterben, je zahlreicher und habgieriger die Pelzhändler im Norden werden. Es gelingt mir, den klugen, jungen Engländer ernsthaft für die Sache zu interessieren. Da er den höchsten politischen Kreisen Kanadas nahesteht — er ist der Schwiegersohn eines Onkels des Premierministers —, darf ich hoffen, daß seine Bemühungen zum Ziel führen. So kann ich Ottawa mit dem wohlthuenden Bewußtsein verlassen, daß ich das meine zur Rettung und Erhaltung des prächtigsten Tieres Kiwatins getan habe.

Die Reise geht weiter, zuerst zu meinen Freunden in Montreal, dann nach New York und endlich nach Europa. Nach vielen Jahren des Fernseins laufe ich in den heimatischen Hafen ein und sehe mein gutes altes Norwegen wieder. Viele meiner Freunde und Bekannten hatten mich für tot gehalten und sind nicht wenig erstaunt, mich zu sehen.

Ein mir befreundeter Engländer, ein großer Jagdsportsmann, empfing mich mit einem Überraschten: „Was ist denn das! Sie sind doch schon längst tot! Vor einigen Jahren sah ich Ihr Bild in den Zeitungen. Sie seien tot, in Schnee und Eis begraben. Und wenn die Zeitungen

sagen, daß Sie tot sind, so haben Sie tot zu sein! Das wissen Sie doch!“

So schief, wie es hätte gehen können, ging es also doch nicht. Erlebt habe ich ja genug Sonderbares; viel mehr, als ich hier erzählen kann; manche bittere Not mußte ich ausstehen, ehe ich wiedertam. Aber die Estimos sagen, es schade sich nicht für einen Mann, über Gefahren und Widerwärtigkeiten viel Worte zu machen. Sie sind dazu da, überwunden zu werden; wer ihrer nicht Herr wird, ist eben kein Mann.

Wenn ich nun aus der Klubesselspektive meine Erlebnisse überblide, so scheint es mir, als rufe mich die Wildnis wieder. Meine Gedanken und Wünsche wandern nach der Eismüste Kiwatins, wo meine Freunde, die Estimos, ihr tatenerreiches, glückliches Leben führen, frei von dem Zwang und den kleinlichen Sorgen unserer zivilisierten Welt.

Das stumme Paar.

Von Erich A. Schmidt.

Gegen Abend, wenn die Musiker in dem kleinen Kaffeehaus Pause machen, erscheint ein älterer Herr, hängt bedächtig seinen Mantel an den Haken, geht mit schlurfenden Schritten auf die Suche nach einem abgelegenen Platz, bekommt seinen Kaffee, schlendert noch einmal zu den Zeitungen und landet mit einem großen Bündel im Arm vor seiner Tasse.

Er hat Tränensäcke unter den Augen, er sieht niemand an, seine Hosen ringeln sich um die Beine, die Hand fährt über die totale Glabe, als wollte sie da noch Haarreste ordnen. Mit feierlicher Ruhe gießt der alte Herr den Kaffee aus dem Kännchen, kippt die Sahne hinein, wirft ein Zuckersüß in die Blut — feierlich wie Polktrates seinen Ring! — und rührt unendlich lange mit dem Löffel herum. Dann wird sein Kopf hinter einer großen Zeitung ganz unsichtbar. Er liebt die Zeitungen großen Formats, der alte Herr.

Zehn Minuten später erscheint ein weibliches Wesen im Kaffeehaus, blickt suchend umher, geht an dem alten Herrn vorüber, hängt einen altmodischen Mantel neben den des Herrn, den Tellerhut darüber, den Regenschirm darunter, nimmt die dicke Attentische unter den Arm und setzt sich der großen Zeitung gegenüber.

Das Blatt sinkt herab, sie lächeln einander freundlich zu, sie schütteln sich die Hände wie alte Kameraden, ein neues Tablett landet auf dem Tisch, der Kaffee wird bedächtig eingegossen, der Zucker langsam umgerührt, es fällt kein Wort zwischen beiden, eine zweite Zeitung großen Formats erhebt sich parallel zu der anderen, die

Bestätigung fertigt ist, forscht in den Augen der Dame nach ihrer Meinung, und er allein vermag zu erfassen, ob ihr Urteil lobend oder geringschätzend ausfällt.

Auch der flüchtige Psychologe wird kaum erkennen, welche Beziehungen dieses eigentümliche Paar verbinden. Selten nur trifft man in den Kaffeehäusern der Großstadt so altersmäßig anmutende, so schweigsame Leute. Selten ein so sturres Gesicht, das dennoch durch seine Sicherheit, durch sein undurchdringliches Gebaren kaum zum Lächeln herausfordert.

Sind es zwei altgewordene Jugendfreunde, die nach vielfachen Enttäuschungen, allabendlich in diesem Kaffeehaus zusammensitzen, um der schauerlichen Einsamkeit des Chabregarnies für ein paar Stunden noch zu entweichen? Die über alles gesprochen haben, was ihnen im Dasein Schmerz bereitet hat; die resignierten, um bei stummer Zeitungslektüre das Leben von fern zu betrachten, weil sie die Brücken abgebrochen haben? Die dennoch einen lautlosen Gefährten brauchen, dem man einmal Kuchen anbietet, dem man lächelnd in die Augen blicken darf?

Ist es ein altes, verkümmertes Liebespaar, das keine irdischen Wünsche mehr kennt; das sich so spät erst fand, als es unfähig war, die gewohnte Freiheit aufzugeben, nur noch gewillt, in zwei Abendstunden einander freundlich abgeklärte Gefühle zu vermitteln?

Da, nun bezahlt ein jeder seinen Kaffee, stumm nehmen sie ihre Mäntel und Hüte und verlassen den Raum, von niemand bemerkt. Es ist, als schwante das Alter, lächelnd und voller Resignation, seiner stillen Einsamkeit entgegen.

Neue Bücher

* „Das klassische Weimar.“ Von Prof. Dr. F. Lienhard. (Verlag Quelle u. Meyer in Leipzig.) Friedrich Lienhard ist uns allen heute der treue Bewahrer des großen geistigen und dichterischen Erbgutes, das wir unter dem Namen Weimar begreifen. Seiner leidenschaftlichen Sehnsucht nach Vertiefung unserer nationalen Kultur ist auch das vorliegende Werk entsprungen, das, ursprünglich hervorgegangen aus Vorlesungen anlässlich eines Jenenser Ferienkurses, heute bereits in 5. Auflage erscheint und sich somit einen festen Platz in der unermesslichen Literatur über die klassische Zeit errungen hat.

* „Angewandte Psychologie.“ Von Prof. Dr. A. Wreschner. (Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig.) Das gesamte Gebiet der angewandten Psychologie kommt in diesem Buche zu seinem Recht, ja es wird sogar ihre Anwendbarkeit, nicht nur die bereits bekannte Anwendung einbezogen. Welche Rolle die Psychologie im gesamten Leben der Gegenwart spielt, geht vor allem aus dem zweiten Teil des Werkes hervor, der die Bedeutung der Psychologie für Recht, Medizin, Pädagogik und Wirtschaft behandelt und reiches Material aus dem praktischen Leben bringt.

* „Entwicklungsgehemmte Kinder in Vorbereitungsklasse und Sonderkindergarten.“ Von Dr. E. Corte und L. Corvinus. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Zusammenstellungen und Erfahrungen, wie sie in der Schrift geboten werden, sind von unschätzbarem Wert, denn sie geben Wege an, die schon beschritten, Mittel, die geprüft und gut befunden wurden, um Kinder aus Dummheit, Vereinsamung und Verkümmern zu erlösen, schwache Geistesfähigkeiten zu beleben und gebundene Kräfte zu befreien. Berichte aus etwa 30 Städten, in denen Vorbereitungsklassen oder Sondersonderkindergärten eingerichtet wurden, bilden das Material für diese Schrift, die Anregung geben und Richtung weisen will für weitere Arbeit auf diesem Gebiet. Es ist zu hoffen, daß nicht nur die nächstbereinigten Kreise, sondern die breite Öffentlichkeit darauf aufmerksam werde.

* „Die Überwindung der Schule.“ Begründung und Darstellung der Gemeinschaftsschule. Von Stadtschulrat W. Paulsen. (Verlag von Quelle u. Meyer in Leipzig.) Die Gemeinschaftsbildung ist für Paulsen der Angelpunkt einer zukünftigen Pädagogik. Die auf allen Einzelgebieten angestrebte Schulreform kann nur in einer grobangelegten und an Haupt und Gliedern vorgenommenen Erziehungsreform vollendet werden. Deshalb ist die heutige Schulverfassung als zu eng zu überwinden und dem Wort Schule ein neuer Klang und ein lebendiger Inhalt zu geben. Vor allem aber gilt es, die Jugend, die ein Lebenskomplex der gesamten Gesellschaft ist, aus ihrer Abgeschlossenheit herauszureißen und ihr die Wege in die Gesellschaft wieder zu öffnen. „Gemeinschaftsbildung muß Persönlichkeitsbildung sein, die Klasse muß zur Arbeits- und Lebensgemeinschaft werden.“ Diese Sätze geben die

Richtung des ganzen Buches an, das ein Zeugnis ehrlicher, lebendigster Überzeugung ist. Selbst den, der Paulsen nicht in allen Punkten zustimmen kann, zieht es in seinen Bann.

* „Mektechnik für Radioamateure“ von Hanns Günther und Dr. H. Krönke. (Frankische Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.) Jeder Funkfreund und Bastler braucht Mekinstrumente. Für diese ist das Buch geschrieben, dessen Ziel es ist, dem Radioamateur zu zeigen, wie er mit einfachen Hilfsmitteln messen kann. Die „Mektechnik für Radioamateure“ von Hanns Günther und Dr. H. Krönke zeigt, wie man die Mekinstrumente selbst bauen kann und wie man die Messungen ausführt.

* „Biochemischer Hausarzt.“ Mit leichtfasslicher Einführung in die Biochemie als Heilmittelkunde. Von Prof. Dr. Adrian. (Verlag von Bachmeister u. Thal, Leipzig.) Dieses Büchlein bietet eine eingehende und leichtfassliche Einführung in das Wesen der Biochemie und eine Fülle von Anweisungen zu ihrem Gebrauch. Ausführlich schildert es auch die über Dr. Schüller hinausgehenden Fortschritte der Wissenschaft, sowie die wichtigsten Aus- und Umgestaltungen der Schüller'schen Lehre durch verschiedene biochemische Praktiker der Neuzeit.

* „Das gesamte Mahn- und Prozeßverfahren“ vom Vorkaufstrafe bis zum Offenbarungseide unter besonderer Berücksichtigung der in der Praxis des täglichen Lebens vorkommenden Streitfragen und der einschlägigen Gebührenvorschriften. (Industrieverlag Spaeth u. Linde, Berlin W. 10.) Das sechste in 2. Auflage erschienene Buch will dem Rat- und Hilfesuchenden zur Seite stehen. Sein erster Teil behandelt zunächst die außergerichtliche Mahnung, den Arrest und das gerichtliche Mahnverfahren, geht alsdann zu einer Prüfung der strittigen Rechtslage über und erwägt den Kostenpunkt. Darauf folgt eine Darstellung des Zivilprozesses, der Zwangsvollstreckung (unter besonderer Berücksichtigung der Obliegenheiten des Gerichtsvollziehers und der Pfändung ausstehender Forderungen), des Konkursverfahrens und schließlich des Offenbarungseides. Parallel mit den einzelnen Abschnitten laufen die vielfach auf die kompliziertesten Rechtsfälle zugeschnittenen Muster und Beispiele des zweiten Teiles. 140 Musterbriefe, Musterformulare und Beispiele erhöhen die Gebrauchsfähigkeit des Buches ganz außerordentlich.

* „Mieterschutz und Mieteinigungsämter“, Kommentar des Mieterschutzgesetzes, in der Fassung der Bekanntmachung vom 30. Juni 1926 mit Ausführungs- und verwandten Rechtsbestimmungen von Rechtsanwalt Brumby. (Industrieverlag Spaeth u. Linde, Berlin W. 10.) Das Mieterschutzgesetz gilt drei Jahre. Ebenfalls bemühen sich Rechtsprechung und Schrifttum um seine Auslegung und Ausdeutung. Diese vielverzweigte Arbeit zusammenzufassen und in knappster Form geordnet und mit eigener Stellungnahme übersichtlich darzubieten, war die Hauptaufgabe dieser 2. Auflage (8 Auflagen des Kommentars zur Mieterschutz-Bekanntmachung sind vorausgegangen). Im Anhang sind nicht nur die Ausführungsbestimmungen des Reichs und Preußens zum M.-Sch.-G. abgedruckt, sondern auch das Reichsmietengesetz in seiner neuen Fassung und das Geldentwertungsausgleichsgesetz vom 1. Juli v. J., das die weitere Grundlage des Mietrechts der Länder und zugleich der Hauszinssteuerregelung darstellt.

* „Le Traducteur“, französisch-deutsches Sprachlehr- und Unterhaltungsblatt. Diese Zeitschrift macht sich zur Aufgabe, das Studium der französischen oder deutschen Sprache, wenn Vorkenntnisse schon vorhanden sind, auf interessante und unterhaltende Weise weiterzuführen. Die dem Urtext nebenangestellte genaue Übersetzung führt den Leser in beiden Sprachen den richtig